

# Ver-rückte

**Ein Börsenmakler verdient innerhalb einer Woche 1,5 Milliarden Schweizer Franken – eine Hausfrau müsste 70 Jahre arbeiten, um eine halbe Milliarde mit Einkaufen loszuwerden. Einen genaueren Blick auf absurde Grössenordnungen.**

**Von Mascha Madörin\*  
Sibylle Schrott (Fotos)**

Immer wieder werde ich als Fachperson zu Weltwirtschaft und Finanzsektor von Frauengruppen angefragt, etwas über den Zusammenhang zwischen Frauenalltag und Geschehnissen im Finanzsektor zu schreiben. Was ich im folgenden jedoch darstellen will, sind nicht Zusammenhänge, sondern Grössenordnungen von wirtschaftlichen Realitäten, die unseren Alltag nicht nur strukturieren, sondern als Ungeheuerlichkeiten in unsere Welten einbrechen, zum Beispiel wenn wir Kaffee trinken und Zeitung lesen. Was ist eigentlich Alltag? Wenn ich Kaffee kaufe und dann trinke, gehört dann zu meiner Alltagsrealität die Tatsache, dass der Kaffeepreis mindestens dreissig Mal höher wäre (auch der Max-Havelaar-Kaffee), wenn er, bei tropischem Klima, aber sonst gleichbleibenden Bedingungen, in Schweizer Berggebieten anstatt in Äthiopien angebaut würde?

In Geldeinheiten rechnen heisst für mich bewusst hinsehen und mir die Grenzen der Realitätswahrnehmungen, dessen, was ich als meinen Alltag empfinde, nicht vorgeben zu lassen.

## Geschlechterverhältnisse

Meine Mutter, sie wird dieses Jahr 94, hat mir immer wieder und auch schon als ich noch in die Primarschule ging, folgende erste Lektionen in feministischer Wirtschaftsmathematik erteilt: Sie wuchs mit ihren sieben Brüdern und zwei Schwestern in einem kleinen Dorf in einer patriarchalen Familienwirtschaft auf, wie sie für das 18. und 19. Jahrhundert wohl für viele Menschen typisch war, aber im 20. Jahrhundert in unseren Breitengraden zunehmend verschwand. Ihr Vater war Schmied. Nebst der traditionellen Schmiedearbeit für ein Bauerndorf fabrizierte er auch die Metallteile für die überall verbreiteten Seidenwebstühle und später, als dieses Gewerbe zusammengebrochen war, für Herde. Daneben gab es einen Landwirtschaftsbetrieb mit einigen Kühen, in dem alle, vor allem die Männer, aber auch die Frauen, mitarbeiteten. Zwei bis drei Frauen woben Seidenbänder und gingen später anderer Heimarbeit nach oder verdienten in den nahegelegenen Uhrenfabriken beziehungsweise als Dienstmädchen Geld. Und selbstverständlich waren alle Frauen für die Versorgungs- und Betreuungsarbeit im Haushalt

und im Garten, der nebst der Landwirtschaft wesentlich zur Selbstversorgung beitrug, zuständig. Im Haushalt wohnte nebst der grossen «Kernfamilie» eine Tante meiner Mutter und zwei Lehrlinge der Schmiede. Alles Geld, das verdient wurde, ging in eine Kasse, die selbstverständlich vom Vater verwaltet wurde. Auch als die Söhne und Töchter erwachsen waren und als Unverheiratete noch zu Hause lebten, gaben sie alles Geld zu Hause ab. Die jungen Männer erhielten monatlich Fr. 25.– Sackgeld, die beiden Töchter, welche Heimarbeit leisteten, Fr. 5.– und die eine Tochter, die «nur» im Haushalt arbeitete, ging leer aus, bis ihre Schwestern gegen diese Ungerechtigkeit protestierten. Dann bekam auch sie Fr. 5.– pro Monat. Wenn mir meine Mutter diese Geschichte erzählt hatte, stellte sie mir jeweils die (rhetorische) Frage: «Findest du das gerecht?». – Und sie sagte dann, dass die aufmüpfigen Töchter es nur dazu gebracht hätten, Gerechtigkeit zwischen den Töchtern herzustellen, nicht aber zwischen den Söhnen und Töchtern. Danach fuhr sie fort, die Arbeitszeit zu beschreiben. Auch diese unterschied sich für die Söhne und Töchter beträchtlich, insbesondere am Wochenende: Am Samstagabend, wenn die Kirchenglocken läuteten war Feierabend für die Männer – mit Ausnahme für diejenigen, die am Sonntag die Kühe besorgen mussten. Manchmal halfen die Männer auch am Samstagabend mit, Nahrungsmittel fürs Einmachen oder Trocknen vorzubereiten oder Gemüse für den Sonntag zu rüsten. Die Frauen, die auch am Sonntag Hausfrauen waren, hatten nur am Sonntagnachmittag zwei Stunden frei.

Als mir meine Mutter kürzlich diese Geschichte wieder erzählte, sagte ich ihr, dass gesamtschweizerisch und im Durchschnitt gesehen die Frauen heute über rund einen Viertel bis einen Drittel des gesamten Erwerbseinkommens der Männer verfügen und nach wie vor pro Woche durchschnittlich rund 6 Stunden mehr arbeiten als Männer. Sie schaute mich darauf fragend an: «Dann hat sich also für die Frauen gar nicht so viel verbessert, wie ich gemeint habe?». Im Moment wusste ich nicht, was darauf antworten und sagte etwas vage, dass sich für die Frauen viel geändert habe, sie hätten heute andere Probleme und es seien nicht mehr vorwiegend die Familienpatriarchen, welche das Geld ungleich verteilen.

Im Vergleich zur Zeit, als meine Mutter noch jung war, ist die Arbeitszeit, so wie die

Erwerbsarbeitszeit, kürzer geworden. Die Freizeit hat seit den 50er Jahren im Durchschnitt auch für Frauen zugenommen. Heute scheint die gesamte, bezahlte und unbezahlte Arbeitszeit für Frauen allerdings wieder zu zunehmen, weil immer mehr Frauen erwerbstätig werden, aber deshalb ihre häuslichen Pflichten noch lange nicht los sind. Das Problem der Hauptzuständigkeit der Frauen für die unbezahlte Versorgungs- und Betreuungsarbeit besteht nach wie vor. Für Mütter mit kleinen Kindern sieht die zeitliche Belastung nicht viel anders aus als für meine Mutter während fast ihres ganzen Lebens.

Der entscheidende Punkt der Hausarbeit, der Versorgungs- und Betreuungsarbeit, liegt darin, dass sie gesamtwirtschaftlich gesehen riesig gross ist. Wenn Männer zu Hause ein bisschen mehr helfen, ist damit wenig geholfen. Nach wie vor wird heute in der Schweiz stundenmässig immer noch gleich viel oder sogar mehr im Haushaltsarbeit als für Erwerbsarbeit, inklusive Arbeitsweg, aufgewendet. Für diese unbezahlte Gratisarbeit sind Frauen etwa zu drei Vierteln zuständig. Ihr Geldwert, gerechnet in heutigen Preisen, beträgt etwa gleich viel wie die gesamten Ausgaben der Schweiz für Sozialversicherungen. Versorgungs- und Betreuungsarbeit in der Familie oder im persönlichen FreundInnennetz ist der grösste Wirtschaftssektor überhaupt. Nur wird er üblicherweise nicht als Wirtschaft gedacht, weil diese Arbeit nicht bezahlt wird.

Verglichen mit der Gratisarbeit, die Frauen insgesamt mehr als Männer (auch Männer arbeiten unbezahlt, nur viel weniger) leisten, ist die Lohndiskriminierung am Erwerbsarbeitsplatz relativ «klein». In Zahlen ausgedrückt beträgt der Lohndiskriminierungsbetrag jährlich um die 20 000 Millionen Franken (20 Milliarden), welche den Frauen «entgehen». Für jede von uns ist das unvorstellbar viel. Es ist jedoch – wie schon gesagt – wesentlich weniger, nämlich drei bis sechs Mal weniger als der Wert der von Frauen geleisteten Gratisarbeit im Haushalt, der in die hundertausend Millionen geht. Wieviel diese 20 000 Millionen Franken sind, zeigt sich an den Kostenberechnungen zur geplanten Mutterschaftsversicherung: Sie würden sich je nach Modell auf 624 bis 675 Millionen Franken jährlich belaufen, also etwa auf ein Dreissigstel der Einkommensbenachteiligung auf dem Arbeitsplatz und weniger als auf ein Hundertstel des Werts der unbezahlten Haus- und Betreuungsarbeit. Ein lächerlich kleiner Betrag also, der den

# Grössenordnungen

Fotos: Sibylle Schrof



Tausende Millionen Verluste werden bei der Kreditverteilung in Kauf genommen – Hunderte Millionen für eine Mutterschaftsversicherung nicht.

Frauen in der Schweiz vorenthalten wird – relativ wenig für die gesamte Wirtschaft, aber nicht unbedeutend für die Frauen, die das Geld erhalten sollten. Wenn es jedoch darum geht, Frauen in Realität dieses Mutterschaftsgeld zu bezahlen, das ihnen laut Verfassung schon seit 50 Jahren zustehen würde, dann scheinen sich diese 675 Millionen Franken in unüberwindbar hohe Summen zu verwandeln. Welcher Politiker runzelt bei diesem Betrag nicht sorgenvoll die Stirne und weiss nicht einen Grund zu nennen, warum diese eine besonders schwerwiegende Belastung der schweizerischen Volkswirtschaft darstellt?

Apropos Grössenordnung: Zwar auch viel Diskussion aber weniger Anlass zur volkswirtschaftlichen Sorge haben kürzlich folgende Zahlen in der Öffentlichkeit gegeben: Die Bankgesellschaft allein hat im Rechnungsjahr 1996 Verluste von 5000 Millionen für Kredite, die möglicherweise nicht mehr zurückbezahlt

werden können (Abschreibungen fauler Kredite), verbucht...

Wenn es jedoch um die Grössenordnungen der Lohndiskriminierung und Gratisarbeit von Frauen geht, dann sind dreissig- bis hundertfache Beträge einer Mutterschaftsversicherung kaum der Rede wert. Es hat ein mehr als zwanzigjähriges Thematisieren dieser Grössenordnungen durch die Neue Frauenbewegung gebraucht, bis diese unsichtbaren, weil unbezahlten Leistungen von Frauen Eingang in die UNO-abgesicherten öffentlichen Wahrheiten gefunden haben und heute in mehreren Ländern quantifiziert werden.

Wenn wir von Grössenordnungen sprechen, müssen wir auch von Einheiten und von Masstäben reden. Geld und Arbeitszeit sind zwar nicht die einzigen Einheiten, die wichtig sind in der Ökonomie. Aber sie sind wichtig. Und es ist das grosse Verdienst der Neuen Frauenbewegung, mit der Vorstellung gebro-

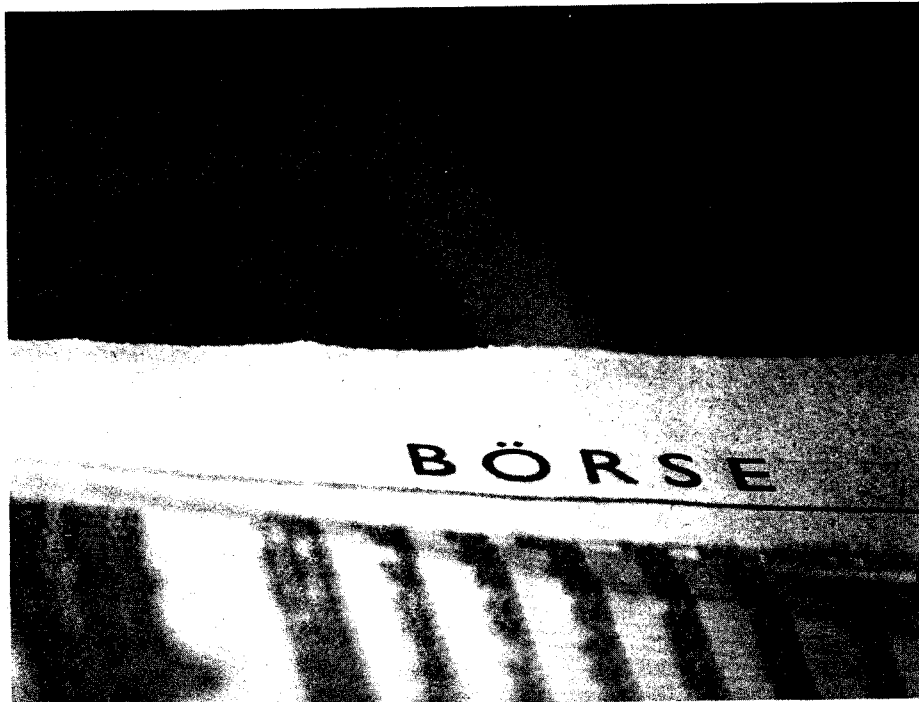
chen zu haben, dass Hausarbeit nicht messbar und damit vergleichbar sei mit Erwerbsarbeit, dass Betreuungs- und Versorgungstätigkeiten zu Hause keine Arbeit und nicht in Geld umrechenbar sei, weil da etwas ganz Anderes, beispielsweise Mutterliebe, mit im Spiel sei. Was politisch aus diesen ökonomischen Erkenntnissen der Neuen Frauenbewegung gemacht wird, werden kann oder sollte, ist jedoch eine andere, meiner Ansicht nach ziemlich ungeklärte Frage. Ihre Umsetzung in wirtschaftspolitische Konsequenzen hängt ja nicht nur von der Analyse der Grössenordnungen des Geld- und Arbeitssystems ab, sondern auch von deren Funktionieren.

## Nord-Süd-Verhältnisse

Als ich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in Mosambik als Assistentin auf der Universität arbeitete, verdiente ich etwa fünf Mal mehr als das Putzpersonal der Universität und

etwa fünf Mal weniger, als ich bekommen hätte, wenn ich anstatt von der mosambikanischen Regierung von einer schweizerischen Entwicklungshilfeorganisation angestellt gewesen wäre. Das entsprechende Einkommensverhältnis betrug also vor rund zwanzig Jahren 1:5:25 (Putzpersonal: lokale Assistentin: Helvetas Assistentin). Heute jedoch entspricht dieses Verhältnis ungefähr folgenden Ziffern: 1: 100 und mehr: weit über 1000. In vielen Ländern des Südens lebende AkademikerInnen, die es nicht geschafft haben, in einem, meist von internationalen Organisationen bezahlten Weltmarktelite-Job angestellt zu werden, verfügen heute nicht zuletzt wegen der Schuldenkrise ihrer Länder über Einkommen, mit denen sie als AlleinverdienerInnen nicht einmal mehr eine Familie finanziell über Wasser halten, geschweige denn sich ein Abonnement einer renommierten internationalen Fachzeitschrift oder gar einen Internetanschluss leisten können. Wenn auch in Mosambik das Alltagsleben billiger als in der Schweiz ist, so ist der ProfessorInnenlohn, der dort von der Regierung bezahlt wird, jenseits aller hiesigen Realitäten. Für mich ist er unvorstellbar niedrig, obwohl ich selbst nur einen «alternativen» Lohn habe, der etwa demjenigen einer erfahrenen Warenhausverkäuferin entspricht. Manchmal möchte ich gerne mehr Geld haben und bin deshalb sauer auf gleichausgebildete Frauen meines Alters oder auch jüngere, mit denen ich politisch und fachlich auf «gleicher Ebene» zusammenarbeite, die aber das Doppelte bis Dreifache meines Einkommens beziehen. Immer wieder «hole» ich mich in eine andere Realität zurück: Zum Wissen, dass ehemalige Arbeitskolleginnen an der mosambikanischen Universität allenfalls einen Siebtel oder einen Zehntel meines Lohnes verdienen.

Übrigens: Was spricht dagegen, mein Einkommen mit demjenigen einer Warenhausverkäuferin in der Schweiz zu vergleichen? Wahrscheinlich nur die Situation, in der ich mich jeweils befinde. Klar, dass ich, wenn ich von einer Organisation als Expertin beauftragt bin, von dieser Organisation das Honorar verlange, die sie einem Mann oder einer Frau mit gleicher Berufsqualifikation bezahlen würde. Aber wie steht es mit meinem Honorar, wenn ich Warenhausverkäuferinnen Wirtschaftskurse gebe? Was ist dann mein richtiger Preis? Was vergleiche ich mit was und wen mit wem?



**Was mit Spekulationen an Geld erworben werden kann, steht in keinem Verhältnis zu dem, was durch Arbeit erwirtschaftet werden kann.**

Manchmal empfinde ich diese verschiedenen Rechnungen und Realitätssichten stressig, weil sie für mich als einzelne Person und kurzfristig gesehen unauflösbar widersprüchlich sind. Aber das Gute an diesen irren Vergleichszahlen und dem globalen Überhandnehmen der Dollarrechnung ist, dass sie zu Vergleichen zwingt, ohne deren Resultate mit schönen Worten über Mutterliebe oder über kulturelle Differenz übertünchen zu können.

#### **Geldverhältnisse sind real**

Anlässlich der Krise des europäischen Währungssystems im Jahr 1992, «verdiente» der Börsenmakler Georges Soros mit Währungsspekulationen innerhalb einer Woche etwa 1,5 Milliarden Schweizer Franken. Dabei hat sich diese Riesensumme Geld vorerst nur als Zahl auf dem börsenvernetzten Computer und danach in Form von Druckerschwärze in Wirtschaftszeitungen niedergeschlagen. Aber im Unterschied zu den obigen Rechnungen, die in meinem Kopf, in öffentlichen Debatten und ebenfalls schwarz auf weiss stattfinden, handelt es sich bei Soros' anderthalb Milliarden um reales Geld: um ein juristisch und gesellschaftlich abgesichertes potentiell Ver-

fügungsrecht über Käufliches, das er, sofern nicht gerade das Finanzsystem zusammenbricht, tatsächlich geltend machen kann.

Obwohl ich durch meine langjährige berufliche Erfahrung als Ökonomin wirtschaftliche Grössenordnungen einigermaßen einordnen kann, versuche ich, um den Sinn für Geldrealitäten nicht zu verlieren, Geldzahlen in Lebens-, Arbeits- und Kaufverhältnisse umzurechnen. Zum Beispiel so: Ich habe die 1,5 Milliarden Franken des Herrn Soros in drei gleiche Teile, das heisst in 500 Millionen bzw. eine halbe Milliarde, aufgeteilt und sie wie folgt umgerechnet:

– Wenn ich als spezialisierte Hausfrau unbezahlt Konsumarbeit leisten und pro Sekunde für einen Schweizer Franken einkaufen würde (für 28 880.– pro Arbeitstag, ganz schön angstrengend!), 40 Stunden pro Woche und – fortschrittlicherweise für eine Hausfrau – mit jährlich 5 Wochen Ferien, dann müsste ich beinahe 70 Jahre arbeiten, bis ich es geschafft hätte, diese halbe Milliarde Geld mit Einkaufen loszuwerden. Eine schreckliche Vorstellung, all das gekaufte Zeug auch noch brauchen zu müssen! Und trotzdem werden mit Gratiskonsumarbeit in der Schweiz jährlich Milliardenumsätze gemacht. Der Markt könn-

te ohne diese Gratis-Einkaufsleistung nicht existieren. Dazu kommt dann noch, dass die gekaufte Ware mit viel Aufwand – vorwiegend von Frauen – in privates und persönliches Glück umgewandelt werden muss. Kein Wunder, dass KundInnen umworben werden, das Einkaufen als besonderes Freizeitglück inszeniert wird und Einkaufszentren heute zu den wichtigsten und pompös ausgestatteten öffentlichen Räumen gehören. Wenn schon so viel gratis Einkaufsarbeit geleistet werden muss, dann müssen zum mindesten die Gefühle stimmen...

Wenn ich als Berufstätige mit meinem jetzigen Jahreseinkommen noch zu Lebzeiten eine halbe Milliarde Franken verdienen möchte, ohne zu den TopspekulantInnen überzuwechseln, dann hätte ich rund 20 000 vor

Christus mit Erwerbsarbeiten beginnen müssen, um jetzt langsam an die Pensionierung denken zu können.

Weiter hätte eine halbe Milliarde Franken es erlaubt, die Aktion Finanzplatz Schweiz-Dritte Welt bei Geburt Christi zu gründen und bis heute zu finanzieren. Sie wäre zudem mit dem jetzigen Budget von jährlich rund 200 000 Franken weitere 500 Jahre finanziell gesichert. Stattdessen präsentiert sich die Realität wesentlich ungemütlicher: Wir, die drei teilzeitlich angestellten Frauen, müssen zunehmend Überzeit und Honorararbeit leisten, um überhaupt die budgetgemässen Einnahmen sichern zu können. An einem wunderschönen Frühlingstag, der eigentlich ein Feiertag wäre, schreibe ich deshalb an diesem FraZ-Artikel, was mir die Absurdität heutiger

finanzieller Grössenordnungen noch etwas spürbarer vor Augen führt, als dies bei trübem Wetter der Fall wäre.

- Und dieser tüchtige Mann hat das alles zusammen mit ein paar wenigen Angestellten in weniger als einer Woche verdient. Der besagte Börsenmakler kann sich zwar all das kaufen, was ich mir in meinem kurzen Leben niemals erarbeiten kann. Aber er kann, soweit ich dies könnte, nicht alles in Form von Gütern und Dienstleistungen in seinem ebenfalls relativ kurzen Leben selbst konsumieren. Stattdessen kann er etwas anderes, nämlich Macht ausüben. Er kann mit diesen anderthalb Milliarden Schweizer Franken drei Jahre lang 2500 Frauen und Männer teilzeitlich anstellen, die für ihn Essen, Wissen, angenehme Kleider, Autos, politische Kampagnen, Zeitungsarti-

**Machtverhältnisse, Finanzflüsse und Weltmarktregelungen können beeinflusst werden.**

geld gilt



kel, wissenschaftliche Analysen etc. etc. produzieren und an seiner Stelle und in seinem Sinn Macht ausüben und vor allem dafür sorgen, dass er weiterhin Milliardär bleibt.

In Realität setzt Soros, eher eine Ausnahme unter den sehr Reichen, einen (nicht geringen) Teil seines Vermögens für «gute Zwecke» ein, für Stiftungen und vor allem für sozialwissenschaftliche Institute in Ostländern. Mit dem (grösseren) Rest spekuliert er bzw. seine Firma weiter, einigermaßen erfolgreich, wie ab und zu in Zeitungen zu lesen ist.

Übrigens liegt hier einer der wesentlichen Unterschiede zwischen beispielsweise dem afrikanischen Diktator Mobutu und dem Börsenmakler Soros oder auch einem Martin Ebner. Mobutu «musste» Jahrzehnte mit unsäglichem Terror regieren und Zigtausende von Menschen killen und sich mit unglaublichen Korruptionsgeschäften von ausländischen Konzernen kaufen lassen, um Milliardär zu werden. Auch das ist ein Zeichen der Armut eines Landes im Zeitalter des Weltkapitalismus, dass die Topelite armer Länder im Süden und Osten nicht auf anerkanntermassen «anständige» Weise steinreich werden kann wie ihre Kollegen des Nordwestens. Die Auswirkungen des Reichwerdens von letzteren erscheinen nicht so direkt in den Folterstatistiken von Amnesty International wie diejenigen ihrer Südkollegen.

Kurzum, was in Form von Arbeit, im Sinn bezahlter oder unbezahlter Tätigkeit für Dritte, direkt verdient und ausgebeutet werden kann oder könnte, steht in keinem Verhältnis mehr zu dem, was in Form von Spekulation und dank Zugehörigkeit zur Weltmarktelite an Macht und Vermögen erworben werden kann.

Diese ungeheuerlichen Grössenordnungen und -verhältnisse erschweren die Ökonomiedebatte unter Frauen. Es stellt sich hinterrücks ein Gefühl der Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht ein, das zwar verständlich ist, aber nichts daran ändert, dass die oben beschriebenen absurden finanziellen Verhältnisse absurd real sind. Diese durch die finanziellen Verhältnisse ver-rückten gesellschaftlichen Verhältnisse bewirken, dass auch zunehmend unsere Massstäbe dafür, was wir gerecht und richtig finden, durcheinander geraten.

Natürlich würde ich dies alles nicht schreiben, wenn ich der Meinung wäre, die Situation sei hoffnungslos schlimm, es sei unmöglich, etwas dagegen zu tun. Nur stellt sich die Frage, in welcher Richtung wir wirksam handlungsfähig werden können.

Eine Ebene unseres Handelns muss vom durcheinandergebrachten Koordinaten- und Wahrnehmungssystem ausgehen, von unserem ziemlich grenzenlosen Alltag, von den Fragen, wer das Geschirr wäscht, die Kinder hütet, die Billiarbeit leistet und die Produkte produziert, die wir kaufen, und wer über wieviel Geld verfügt. In dieser Hinsicht scheint es mir vorbildlich zu sein, dass die schwedische Dachorganisation der Gewerkschaften ab 1991 während vier Jahren eine Debatte in über dreitausend Diskussionsgruppen organisiert hat, in denen Frauen und Männer nicht nur darüber geredet haben, wie ihre Lebens-, Arbeits- und Einkommenssituationen gegenwärtig aussehen und was sie als besonders veränderungswürdig erachten, sondern auch darüber, was sie für die Zukunft gerecht und richtig finden würden. Zu einer solchen Gerechtigkeitsdebatte gehört die Frage des Umganges mit Geld und Arbeitszeit unter heutigen Bedingungen, wo Geld aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken ist. Für die Schweiz wäre eine solche mehrjährige kontinuierliche Debatte unter 30 000 Menschen ein riesiger Fortschritt; schon deshalb, weil damit der Anspruch auf eine sinnvolle Veränderung der

heutigen Verhältnisse ernsthaft gestellt würde. Mit zwei oder drei Tagungen und einer Liste wirrer und in Eile zusammengestellter Forderungen ist es nicht getan.

Schon längst haben zudem Frauen aus Netzwerken des Südens und zunehmend des Nordens zu thematisieren begonnen, dass Frauen Einfluss auf Wirtschaftspolitik im internationalen wie auch nationalen Rahmen nehmen müssten, auch Einfluss auf die Regelungen des Finanzsystems. Auf nationaler oder internationaler Ebene lässt sich nicht «von oben» Gerechtigkeit herstellen. Diese kommt immer «von unten». Aber die aktuell gefährlichen Machtverhältnisse, Finanzflüsse und Weltmarktregelungen können beeinflusst werden. Handlungsspielräume können grösser oder kleiner sein, wirtschaftspolitische Weichenstellungen können verheerend sein oder auch neue Möglichkeiten positiver Veränderungen schaffen. Was auf dieser Ebene entschieden wird, ist wichtig – und beeinflussbar.

**\*Mascha Madörin ist Ökonomin und arbeitet bei der Aktion Finanzplatz Schweiz-Dritte Welt, Basel.**

**Dieser Hintergrundartikel wurde ermöglicht durch einen finanziellen Beitrag des Autonomen Frauenzentrums Zürich (AFZZ).**

Inserat

## Werkstätten:

für Frauen  
mit Frauen  
über Frauen

### **Zu Kunst und Kultur in der Toscana (4. - 18. Oktober)**

Eine Reise für Frauen zur Kunst von Frauen  
Reiseleitung: Dr. Hanna Gagel und Madeleine Hürlimann

### **Schön schrill (6. - 13. Juli)**

Instrumentalmusik und Stimme. Improvisation und Chor.  
Mit Daniela Schumacher: Pianistin, Percussionistin, Chorleiterin

### **Von Lübeck nach Rügen (26. Juli - 9. August)**

Velo-Studienreise  
Mit Co-Leiterin aus Mecklenburg Vorpommern

### **Auskunft und Prospekte erhältlich bei:**

Schweizer Bildungswerkstatt  
Platz 7 8200 Schaffhausen  
Tel/Fax: 052 624 53 30

**SCHWEIZER  
BILD  
UNGS  
WERK  
STATT**